

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Mitteilungen aus Oldenburg**

**Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]**

No. 3, 20. Januar 1844

**urn:nbn:de:gbv:45:1-4432**

# Mittheilungen

aus

## Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

3ehnter Jahrgang.

N<sup>o</sup> 3.

Sonnabend, den 20. Januar.

1844.

### Herzog Bernhard der Große.

(Fortsetzung und Schluß.)

Als auch er sich entfernen will, findet er an der Schwelle die unglückliche Marie ohnmächtig hingefunken. Sie hat Alles gehört, wie mit Verachtung er ihre Hand zurückgewiesen, sie, die ihn zu ihrem Abgott gemacht, ihm überall gefolgt ist, rastlos ihren Zweck verfolgte, mit dem sie stehen und fallen will, der seiner Erfüllung so nahe war. Ihre Liebe, im innersten Wesen gebrochen, schlägt um in das Gegentheil, in tödtlichen Haß. Ihr Abgott wird zum Teufel, seiner Thaten Glanz zu Blut und Moder, und mit furchtbaren Verwünschungen ruft sie den Jammer und das Elend, was seine Thaten erzeugt, auf sein Haupt herab. Schnell erkennt der Franzose in ihr das Mittel seines Plans, den Herzog zu vernichten, und auch die Mordwaffe ist alsbald gefunden. Dem Sieger nämlich will die Bürgerschaft bei dem Huldigungsakte einen Pokal verehren, und Marie ist bestimmt, ihm denselben zu überreichen. »Der Pokal!« raunt ihr der Versucher zu, »die Rache ist da,« und der teuflische Gedanke zündet. Fort eilt sie, die Rache zu vollbringen. Nach einer Zwischen Scene, in der vom Fenster aus ein Haufe die zur Huldigung auf dem Markte Versammelten betrachtet, sehen wir den Herzog umgeben von der ihm zuziehenden Menge. Er hat den Pokal aus den Tod bringenden Händen empfangen, und leert ihn auf das Wohl des Vaterlandes.

Dieser zweite Wendepunkt, Verschwinden des falschen

Glückeschimmers und Eintritt der Nemesis, ist zu schroff und gemäldeartig ausgeführt. Kaum ist die Liebe zu glühendem Haße geworden, so ist auch schon dessen schreckliche Verwirklichung da. Kaum haben wir Zeit, das herangezogene Wetter zu erkennen, als es schon eingeschlagen hat. Der Dichter traut uns zu viel auf einmal zu. Wir müssen uns doch etwas an diese schroffe Verwandlung gewöhnen, ihre rasender Entschluß muß sich uns und ihr selber erst motiviren. Diese Eile, Schroffheit, Abgerissenheit bestimmt der Darstellung einen großen Theil der tragischen Wirkung.

Die Folgen des verderblichen Trankes bleiben nicht aus. Krank und matt kommt der Herzog in dem benachbarten Neuenburg an. Der Anblick des Rheines, den die Aussicht des nach dem Hintergrunde sich öffnenden Gemaches gewährt, dazu sein durch die Krankheit zur Nachdenklichkeit gestimmtes Gemüth, noch mehr erregt durch nah ertönder Gesang, giebt seiner Reflexion reichlicher Stoff zu ernstern Gedanken. Die Musik ist sehr häufig eingewebt, und mit Recht. Warum nur immer beide Kunstgattungen auseinander halten in Oper und Schauspiel? Ist die Musik das Vorherrschende und die Poesie nur die Vermittlerin, welche jene dem Gaumen des Publikums zugänglicher macht, so wird letztere immer lustige leichte Waare sein, wie man aus den Operntexten ersehen kann. Im umgekehrten Falle hingegen, wo die Musik das begleitende, hebende, verklärende Moment bildet, da sind beide an ihrem Plage, keines leidet durch das andre, sondern beide vollenden sich gegenseitig. Bewußtsein und Gefühl werden hier in harmonischer Weise zugleich angeregt. So im »Egmont«. Hier haben sich

zwei große Geister zu schöner Wechselwirkung vereint, während wir in der besten Oper doch immer nur das Eine gut haben und über die Mangelhaftigkeit des Andern schon abstrahiren und resignirt sein müssen.

Aus seinen Gedanken wird er schrecklich aufgeführt. Vor ihm auf der Höhe des Rheinuferes steht plötzlich sein Todesengel, Maria, im weißen Gewande, ihm zurufend die schreckliche Gewissheit, daß er den Tod getrunken, durch sie. Dann stürzt sie sich hinab in den Rhein. Der Herzog hat sie erkannt. Auf sein Rufen eilen die bestürzten Gefährten herbei. Wahr und ergreifend ist das plötzlich aufgeschreckte Todesbewußtsein veranschaulicht: An der Schwelle des hohen Zieles den Tod im Herzen, im Gefühl und Bewußtsein des lebenskräftigsten Daseins das Grab tödtlich, unabwendbar sich vor ihm öffnend, im hellsten Strahle seiner Sonne soll er in schwarze Nacht sich betten; sehnsüchtig und vertrauend blickt zu ihm das Vaterland, das schmerzreiche, und er, sein hoffnungsvollster Sohn, muß es weinen und verzweifeln lassen; er muß hinunter! hinunter!

Schon ist er sterbend hingefunken, als die Kunde kommt, daß Elisabeth, der er einen Voten seines Glücks zugesendet hatte, mit ihren Regimentern, die sie ihm versprochen, eingerückt sei. Noch einmal taucht da die Lebensflamme wieder auf. Panzer und Schwert muß ihm angelegt werden; festen Muths will er dem Tode entgegen treten, und so auch dem menschenmörderischen Tode den Stempel des Heldentodes ausdrücken. Er tritt an's Fenster, um den wackeren Regimentern, deren Stimmen herauftönen, den Abschied zuzurufen. Dann sinkt er zurück. Sein letzter Hauch das Vaterland. In diesem Augenblicke stürzt die geliebte Elisabeth herein, statt des siegenden Bräutigams seine Leiche umarmend.

So ist sein Geschick erfüllt. Er hatte Unrecht und mußte untergehen, ohne sein Ziel zu erreichen. Nur mit seiner Zeit Hand in Hand, nur für sein besondres Interesse kämpfend, hätte er glücklich sein können; darüber hinausgehend, im Streben, ein einiges freies Vaterland zu schaffen, mußte er untergehen. Denn solche Idee war dem damaligen Deutschen Bewußtsein, daß wohl Freiheiten, Privilegien, nicht die Freiheit kannte, fremd. Eine lange bittere Schule des Unglücks und der Schmach war bis dahin noch durchzumachen.

Das edelste Gut, die freie Nationalität, vom Deutschen selber längst verklümmert und im Stiche gelassen, mußte erst den Fremden vollends zum Raube werden, Napoleon, als Organ der Nemesis, das deutsche Bewußtsein erst gänzlich auf Null reduciren, auf's tiefste demüthigen — da erst in der bittersten Noth ging er in sich wie der verlorene Sohn, und kehrte um.

Gegen seine Zeit im Unrechte, war aber auf der andern Seite der Held im heiligsten Rechte; denn der ihn begeisterte Gedanke ist ewig und über die vorübergehende Zeit erhaben. Mußte auch das einzelne Licht ver-

schwinden in der allgemeinen Nacht, als Funke unter der Asche glühte es fort zu dereinstiger Auferstehung. Daß er für das Ewige kämpfend wider der Welt Spott zu Grunde ging, sein hohes Panier als Erbschaft zurücklassend, dies ist das Tragische. So ist denn sein Tod auch notwendige Folge seines Handelns. Auf seinem Elemente, dem geraden Wege der Wahrheit, sieht er überall sich gehemmt. Statt aber dennoch ihn nicht aufzugeben, giebt er sich dem Scheine hin, schlägt den krummen Weg der Verstellung ein; aber hierin ist ihm der Feind, oder falsche Freund, überlegen, er bezahlt ihn mit gleicher Münze. Die nämliche Hand reicht ihm den tödtlichen Todesbecher, die ihn auf den Weg des trügerischen Glückes geführt hat.

Die Sterbeszene zieht sich ziemlich in die Länge, ein Umstand, welcher, so häufig er unsern Dichtern zum Vorwurf gemacht ist, dennoch immer wiederkehrt. Des Sterbenden Geist, von trübenden Leidenschaften und Endlichkeiten des Lebens schon gelöst, ist so der lauteren Wahrheit näher gerückt. Ganz natürlich, wie es ihn da drängt, der befreiten Gedanken bis zum letzten Hauche sich zu entäußern.

Bei einem Helden, der uns schon im Leben lang weilt, sind solche lange Sterbephasen, durch die uns sein Tod peinigt, der uns zu ergreifen nicht fähig ist, wahrhaft unerträglich. Dagegen zeugt es von Mangel an Pietät und einem Quantum Noth, wenn wir den im Kampfe für einen großen Gedanken erlegenen Helden, dessen Leben wir bewundern mußten, nicht auch im Tode theilnehmend folgen, sondern wohl gar ungeduldig nach Hut und Umschlagetuch greifen, gleichwie wir das Pferd möglichst schnell expediren, wenn es entkräftet nicht mehr mit uns galoppiren kann.

Die den Herzog treibenden Gegensätze sind dargestellt in der Elisabeth und der Marie. Jene sein guter Engel, ihm warnend und rathend zur Seite, wahrhaft ihn liebend, als den Kämpfer für Frieden und Freiheit; diese sein böser Geist, sein »Mephistopheles«. Sie liebt ihn ebenfalls mit ganzer Gluth einer leidenschaftlichen Seele, aber ihre Liebe ist irdischer Natur; ihr Gegenstand das Endliche an ihm, der äußerlich glänzende Held. Sie fühlt sich nicht wahrhaft Eins mit ihm, sondern ihre Harmonie beruht wesentlich auf der ihrer äußern Verhältnisse. Diese muß sie herbeiführen, ihn in Frankreichs Interesse ziehen. Als daher der Herzog die Hülle erlogener Ergebenheit abwirft, seine Verachtung gegen Frankreich und sie, die Tochter Frankreichs, offen ausspricht, da zergeht auch das Phantom ihrer Liebe in glühenden Haß. Sie wüthet gegen den Helden, der ihr den Geliebten geraubt hat. Sie mordet ihn und sich selber. Mit ihrem Lebensplan ist auch ihr Dasein nichts. — Aber sie ist nicht schlechtthin ein böser Geist. Ihr Vaterland ist Frankreich, dessen allgewaltiger Lenker ihr Oheim; es darf den Herzog nicht als selbstständige Macht aufkommen lassen; sie selber aber will ihr besondres Interesse dem ihres Vaterlandes nicht entgegensetzen. Nur beides zu vermitteln

bleibt ihr übrig. Am Gelingen dessen hängt ihre Existenz. Der Plan scheitert und mit ihm sie selber. Dies ist das Große an ihr.

Es kann beim ersten Anblick auffallen, daß Bernhard und seine böse Geliebte, Marie, im ganzen Stücke als solche nicht persönlich einander gegenüber treten. Allein das oben geschilderte Verhältnis der letzteren zu ihm, als seines ihm folgenden Schattens, bringt es nothwendig mit sich, daß sie ihm erst da als Marie sich zeigt, wie sie ihm seinen Tod verkündet. Ein Andres dagegen vermischt man meines Erachtens am Schlusse. Sein Schicksalsbote hat ihm den Tod verkündet. Letzterer aber ist zugleich die Versöhnung seines Fehlers, und als sichtbares Zeichen dessen kehrt Elisabeth zum Sterbenden zurück, die von ihm gewichen war, seit der nächtliche Schatten Macht über ihn gewann. Wie nun letzter die Rache über sein Haupt beschwor, so mußte jene die Versöhnung des Helden mit seinem Schicksale, und damit auch die des Zuschauers aussprechen, und so das Gleichgewicht herstellen, was aber der Dichter lediglich der Reflexion des Zuschauers überlassen hat. Man kann nicht einwenden, daß ihr Schmerz über den so plötzlichen als furchtbaren Schlag zu groß sein mußte. Allerdings mußte derselbe groß und erschütternd sein, aber eben so sehr war er nicht der laute, heftige, händeringende Schmerz der Geliebten, die den Verlust eines liebenden Herzens beweint, sondern dem Verhältnisse beider gemäß, ein tiefer, wesentlich den ganzen sittlichen Menschen ergreifender, der, so erschütternd er auch hervortritt, zugleich auch eine würdige Selbstüberwindung und Fassung hervorruft.

## Briefe der Thorheit.

### Zweiter Brief.

(Schluß.)

Man urtheile! Schiller sagt nämlich: »Hier nur (im Theater) hören die Großen der Welt, was sie nie oder selten hören — Wahrheit; was sie nie oder selten sehen, sehen sie hier — den Menschen.« So halb und halb mochte dieses noch zu Schiller's Zeit passen, denn obgleich es nach Ausbruch der französischen Revolution geschrieben wurde, so dauerten die alten Zustände doch noch eine Weile fort. Jetzt aber paßt es nicht mehr; denn wenn die Fürsten nicht gerade taub sein wollen, so können sie die Wahrheit auch im Leben hören, sie braucht ihnen nicht von der Bühne zugerufen zu werden, und eben durch die Wahrheit ist ihnen auch der Mensch näher gerückt. Nun folgt aber noch ein köstlicher Nachsatz; man höre:

»Sollte man nicht glauben, die Theilnahme, welche die Fürsten dem Theater zuwenden, rühre von diesem Bedürfnisse her, und die Bühne ersehe in diesem Bezuge die Hofnarren der Vergangenheit.« Wer sagt dies, Schiller oder Staël? die Anführungszeichen fehlen; es ist aber auch einerlei; denn wenn diese Worte noch auf heutige Zustände angewendet werden sollen, so bleiben sie immer sehr merkwürdig.

Also die Fürsten hören im Leben keine Wahrheit, sehen im Leben keine Menschen; aber sie haben doch das Bedürfnis zu sehen und zu hören; sie gehen deshalb in's Theater. Sollten einem nicht die Augen übergehen vor Nüchternheit über unsre wahrheitsliebenden, menschenfreundlichen Fürsten? Die armen Menschen, sie wollen so gern, sie können nur nicht, sie müssen sich deshalb mit dem Theater begnügen. Wenn die Sache nicht gar zu rührend wäre, so dürfte man am Ende fürchterlich darüber lachen, und ich erinnere mich hierbei eines alten slavischen Liedes, welches also beginnt:

In Croatien lebt ein Ban,  
Rechts erblindet, links nicht hörend;  
Rechts sieht er des Volkes Leid,  
Links hört er Gebrechen an.

Mit dem nun, die Fürsten, die nicht anders als im Theater zum Hören und Sehen gelangen können, haben eben soviel Neigung dazu, wie der Croat im angezogenen Liede.

Nein, mein gelehrter Hr. Professor, die Bühne braucht in unserer Zeit nicht mehr Hofnarr zu sein. Wenn die Fürsten die Wahrheit nicht hören, den Menschen nicht sehen, so ist es ihre eigene schwere Schuld, und theilweise auch die ihrer Umgebung, welches letztere aber den Schuld antheil der Fürsten eher erhöht, als mindert. Wollen sie aber weder hören noch sehen, so wäre es doch ganz entsetzlich trostlos, wenn die Wahrheit und der Mensch heute noch keinen andern Weg zu den Fürsten zu finden wüßten, als über — die Bühne.

Ferner heißt es an einer anderen Stelle: »Schiller zieht die Politik, den gesammten Staat in den Kreis der Wirkksamkeit der Schaubühne. Von ihr aus ließen sich — verstanden es die Oberhäupter und Vormünder des Staats — die Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen.«

Dies ist ein wunderlich Capitel, und es ließe sich viel darüber sagen. Zunächst möchte es nicht unwichtig sein, zu wissen, ob unter Vormünder »Präsidenten, Regierungs- und Staatsräthe u. oder Deputirte« verstanden sind; die Zurechtweisungen würden wahrscheinlich in dem einen oder andern Falle nicht dieselben sein. Jedenfalls gehört dergleichen aber nicht auf die Bühne, sondern vor's Parlament, oder — in die »Neuen Blätter«.

Was nun endlich die Kritiken der Theaterschau betrifft, so leiden auch diese an einer qualvollen Breite, welche das Interesse am Lesen derselben gewaltig abstumpft.

Man hat nicht Lust, sich sämmtliche Fadaisen, die in einem Stücke vielleicht vorkommen, noch einmal, und noch dazu mit ellenlangen Bemerkungen, vorzuführen zu lassen. Was wirklich werthlos ist, darf doch auch wohl kürzer abgefertigt werden. So sind namentlich zwei Stücke »König und Bauer« und »das Liebesprotocoll« förmlich secirt. Beide Stücke sind nach des Hrn. Stahr eigener Ansicht abgeschmackt, kindisch, albern, dumm, mit einem Wort, völlig zu verwerfen, und dennoch muß man über das erste eine acht, und über das zweite eine sechs Seiten lange Kritik lesen. Vielleicht hat Hr. Stahr es bei dem letzteren selbst gefühlt, daß er sich wohl über Gebühr darüber ausgelassen, denn wie zu seiner eignen Veruhigung richtet er an Hrn. Bauernfeld, den Verfasser des »Liebesprotocolls«, die Frage: »ob er denn nicht fühle, daß solche erbärmlichen Stücke eine gefährliche sociale Bedeutung erhalten könnten.«

Si, ei, Herr Professor fürchten sich vor Gespenstern? Aber ich glaub's gar nicht.

Die Stahr'schen Theaterkritiken haben noch das Eigenthümliche, daß sie sich fast nur mit den Stücken, und wenig oder gar nicht mit der Darstellung derselben beschäftigen. Mir dünkt denn doch, daß das Stück die eine, und das Spiel die andere Hälfte einer Kritik sein muß, die es sich zur Aufgabe stellt, auf Dichter, Schauspieler Publikum zu wirken. So allgemeine Aeußerungen, als: Regie und Schauspieler hatten Fleiß auf die Darstellung verwendet — oder: Gespielt wurde gut — oder: Bei einer Wiederholung dürfte etwas rascher gespielt werden — nützen Nichts.

Lob und Tadel müssen frei und rückwärtslos ausgesprochen werden; dadurch nur wird ein heilsamer Eifer für die Sache erzeugt. Ja, es ist auch oftmals geradezu eine Ungerechtigkeit gegen den Schauspieler, welcher vielleicht in irgend einer Hauptrolle ganz vorzüglich gespielt hat, und sich mit einem »Gespielt wurde gut« abgefertigt sieht, was sich eben so gut auch der anmeldende Kammerdiener zuziehen kann.

Anerkennung muß dem Schauspieler werden, sowohl im Theater selbst, wie in der Kritik; es ist sein einziger Lohn. Tadel freilich thut weh, auch der gerechte, es ist wahr; aber er spürt. Bei dieser Gelegenheit fällt mir ein, daß Hr. Stahr uns einmal mitgetheilt, wie Carl Gukow ihn zur Kritik besonders befähigt halte, und ich stimme ganz und gar bei. Dabei meint Gukow, es sei ein eigen Ding mit dem Kritistren in einer kleinen Stadt und über eine kleine Bühne; der Hausfrieden sei doch auch Etwas werth. Diese letztere Aeußerung scheint Hr. Stahr sich sehr zu Herzen genommen zu haben. Wahrheit und Gerechtigkeit sind aber auch Etwas werth, und wenn damit der Hausfrieden gestört wird, so ist es um die Bewohner des Hauses schlecht bestellt.

María, Sie schwärmen für die Schriften des Hrn. Stahr, ich weiß es; und deshalb werden Sie gewiß bitterböse ausrufen: Was ist denn dem Menschen noch heilig, wenn er mit frevelnder Hand selbst die herrlichen Schriften des Professors Stahr antastet!

Sein Sie nicht ungerecht, meine schwärmerische María, die Wahrheit und Schönheit sind und bleiben mir immer heilig, und nicht minder wie Sie, verehere ich sie, wo ich sie in des Hrn. Stahr Schriften finde; aber das Maßlose, das Ueberschwängliche und eine Freundschaft, die blind zu machen scheint, sind mir nicht heilig, und wenn Sie es bemerken wollen, so habe ich eigentlich nichts weiter getadelt; wenn dabei auch manches Andere berührt worden, so sind das nur sich ergebende Consequenzen. Beschuldigen Sie mich keiner Inkonsequenz, wegen meiner letzteren Bemerkung, in Bezug auf die Besprechung der Darstellungen; es ist dieselbe Maßlosigkeit — im Zurückhalten.

María, Sie blicken lächelnd auf die Ueberschrift dieser Abhandlung, und ich wette darauf, Sie denken: Welche Thorheit, gegen den Professor Stahr zu schreiben! Was wollen Sie, María, ich habe eine Liebhaberei für Thorheiten, und küsse Sie in Gedanken. Adieu!

### Der Spieler.

Ich betrachte jeden Menschen als einen Selbstmörder von dem Augenblicke an, wo er verzweiflungsvoll die Würfel-Würche in die Hand nimmt. Alles, was von da an in seiner Laufbahn von jenem unheilbringenden Augenblicke an folgt, schärft nur den Dolch, um ihn sich in's Herz zu stoßen. (Cumberland.)

### Kirchennachricht.

Vom 13. bis 19. Jan. 1844 sind in der Dtd. Gem.

1. Copulirt: Keine.
2. Getauft: 16) Johann Carl Wilhelm Theodor Jedelius, Oldenburg. 17) Otmann Georg Heinrich Claussen, Oldenburg. 18) Johann Heinrich Goebes, Everßen. 19) Anna Helene Büffelmann, Wehnen. 20) Johann Gerhard Mehrens, Dhmstede.
3. Beerdigt: 10) Beke Margarethe Rehme, 21 J. 2 M., außer d. Heil. Geisthore. 11) Fr. Kammer-Secretairin Christine Henriette Bonath, geb. Volken, 66 J. 4 M., Oldenburg. 12) Johann Heinrich Hugo Eichen, 20 J. 6 M., Oldenburg.

#### Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 21. Januar.  
Vorm. (Auf. 8½ Uhr) Herr Assistenzprediger K indt.  
Vorm. (Auf. 10 Uhr) Herr Hosprediger Wallroth.  
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

# Mittheilungen

aus

## Oldenburg.

Ein

vaterländisches Unterhaltungsblatt über alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Sechster Jahrgang.

N<sup>o</sup> 4.

Sonabend, den 27. Januar.

1844.

### Briefe der Thorheit.

#### Dritter Brief.

Erwarten Sie nicht, Maria, daß, da ich Ihnen nun einmal Briefe der Thorheit schreiben will, ich Ihnen immer gleich mit der blanken, greifbaren, zweifellosen Thorheit entgegen trete. Die meisten und besonders die complicirteren Thorheiten haben oft zu Anfang ein ernstes, auch wohl melancholisches Ansehn, man kann sie nicht als solche erkennen, und oft entfällt sie erst das Ende.

Erinnern Sie sich noch wohl aus dem ersten Briefe, daß eine mitleidige Göttin der Erde die Liebe geschenkt? Es war ein wunderbares Geschenk. Die Göttin machte es in der besten Absicht, und so darf man ihr nicht darüber zürnen; aber welche unsägliche Dual hat sie damit in Tausende von Herzen gesenkt! Freilich hat sie auch manche Seele beseligt, und es leben wohl wenig menschliche Wesen, denen dies Gefühl nicht einmal wenigstens im Leben allen andern Schmerz getilgt hat, und so mag es sein, daß die Liebe mehr Entzücken als Schmerz gebracht, da ja sogar der Liebe Schmerzen und Klagen manchemal noch ein süßes Glück sein können. Wie dem auch sei, wir haben die Liebe einmal und müssen sie ertragen. So will ich Ihnen denn eine Liebesgeschichte erzählen, wie sie vielleicht jeden Augenblick sich zutragen kann, und auch zuträgt, aber jede Liebesgeschichte — Sie wissen, Maria, was ich sagen will —

Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie ewig neu.

Nudolph war ein junger Mann von einer vortheilhaften Gestalt und mit einer erträglichen Gesichtsbildung. Er hatte freilich Etwas von der Welt kennen gelernt, sich Kenntnisse und Fähigkeiten erworben, ohne gerade sich deshalb viel Mühe gegeben zu haben. Sein Geist, offen und empfänglich, drang mit Leichtigkeit in jede Sache, die ihn gerade interessirte, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß es nur das Solide, Nutzenbringende war, was ihn auf längere Zeit zu fesseln vermochte. Kein Feind gefelliger Vergnügungen, war er doch nicht gemacht, selbst in der Gesellschaft zu glänzen; trotz seiner vortheilhaften Gestalt hatten seine Bewegungen etwas Steifes, Etkiges, und selbst seine Rede, worin ein gebildeter Geist nicht zu verkennen war, hatte Nichts von jener Melodie und Gewandtheit, womit heutzutage mancher leichtere Kopf den alltäglichsten Dingen einen gewissen Reiz zu leihen vermag.

Er war also keine hervorragende Erscheinung, aber dennoch wurde er gern gesehen, was eben seinem vortheilhaften Aeußeren, und jenem innern Gehalte zugeschrieben werden muß, welcher letztere jedoch erst bei näherer Bekanntschaft, und nicht auf den ersten Blick bei ihm entdeckt wurde.

Er war kein Weiberfeind, hatte hie und da seine Neigung irgend einem weiblichen Wesen zugewendet, war aber nie tiefer davon ergriffen worden, und es berührte ihn wenig, wenn sich ein Verhältniß, was beiläufig nicht selten geschah, wieder zerschlug. Er liebte überhaupt etwas trocken, und war bis dahin keiner völligen Hingebung und leidenschaftlichen Aufregung seiner Gefühle fähig gewesen. Sonderbar genug aber war es, daß er stets eine Liaison haben mußte, um sich behaglich zu fühlen; am Ende fühlte

